Nr. 29 — Leipzig, den 21. Juli — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Gottheit Christi 4 — Unsre Haltung Rom gegenüber: 1. An den Herausgeber der christlichen Welt; 2. Zur Erwiederung — Deutscher Einfluß in Frankreich seit 1870 — Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses — Verschiedenes: Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; Resolution für die bedrängten Lutherischen in den Ostseeprovinzen — Anzeigen

Die Gottheit Christi

Das Wort ward Fleisch. Joh. 1, 14

4

Unruhig ist das Herz in unsrer Brust, bis es in dir zur Ruhe kommt, Herr unser Gott, sagt der heilige Augustin. So rastlos wie seine Pulse schlagen, so rastlos ist auch sein Begehren. Und all seines Begehrens tiefinnerster Kern ist das Suchen und Fragen nach dem lebendigen Gott. In ihm allein kann es seinen Frieden, sein Genüge finden. Auch wo es auf Irrwege sich verirrt, bleibt unbewußt dennoch dies Sehnen und Verlangen in ihm lebendig. Freilich erst wenn es zum Ziele gekommen ist und der Gemeinschaft seines Gottes endlich sich freuen darf, wird es sich hierüber klar. Dann sieht es ein, daß es nie etwas andres gewesen ist als die ewige Wahrheit Gottes, wohin sein dunkles, unverstandnes Streben ging. Nach ganz andern Dingen hatte es zu suchen gemeint: Glück, Lebensgenuß, Schönheit, Ruhm, Erkenntnis, Gerechtigkeit, Gewissensruhe, Seelenfrieden hatte es den Preis seines Dichtens und Trachtens genannt. Jetzt erkennt es, daß allein in Gott das alles ihm zu teil wird, viel reicher und herrlicher, viel wahrer und gewisser ihm zufällt, als je sein kühnes Wünschen und Hoffen es sich gedacht und ausgemalt.

Fühlst nicht auch du diesen Drang und Trieb nach Gott in deinem Herzen; bezeugt es dir nicht deine eigne Erfahrung, daß nur in Gott das Herz wahrhaft ausruhen kann? Es mag ja manchmal das Begehren nach Gott nur allzusehr zurücktreten hinter dem Getümmel der zeitlichen, irdischen Sorgen und Geschäfte. Zuweilen aber kommt es doch über dich wie ein Ueberdruß an dem ganzen Getriebe, wie ein Heimweh nach einer bessern Welt, nach einem friedevollern Dasein. Da vernimmst du die Stimme deines Herzens, das nach Gott verlangt, nach seines Lebens Quell.

Und viel öfter noch würden solche Augenblicke dir kommen, viel dringender und mahnender noch würde dies Gefühl dich ergreifen, wenn du einmal völlig deines Gottes entbehren müßtest, wenn du nicht mehr auf allen Seiten von den Spuren seiner Nähe umgeben wärst, wenn du nicht mehr, ohne es zu ahnen, fort und fort seine Segnungen genießen dürftest. Nur deshalb, weil du, im christlichen Gemeinschaftsleben stehend, doch unabläßig das wohlthätige, gnadenreiche Walten seines Geistes erfährst, nur deshalb kommt dir das tiefe, schreiende Bedürfnis deines Herzens nach dem lebendigen Gott nicht immer so fühlbar zum Bewußtsein. Ja wie bald würden dieselben Leute, die jetzt ihres Gottes und Heilandes entraten zu können glauben, zur Erkenntnis ihres Irrtums gelangen, wenn einmal alles das in Wegfall käme, was die Welt dem Evangelium dieses Gottes zu verdanken hat. Ganz gewiß ist es wahr: Unruhig ist das Herz in unsrer Brust, bis es in dir zur Ruhe kommt, Herr unser Gott.

Aber nicht mit der unverhüllten Majestät des unendlichen Gottes können wir Gemeinschaft pflegen. Wie sollten wir staubgeborne, hinfällige Menschenkinder den Anblick des Ewigen ertragen? Wie vermöchte ein sündiges Menschenherz in der Nähe des Dreimalheiligen zu bleiben? Möchte er noch so sehr Gnade und Liebe als die Fülle seines Wesens uns offenbaren, es würde doch immer das Bewußtsein der Kluft, die uns von ihm trennt, in uns überwiegen und mit Angst und Schrecken uns hinwegscheuchen von seinem Angesicht. Wollte er dennoch das Verlangen unsers Herzens stillen, das er selbst hineingelegt, das Verlangen nach Gemeinschaft mit ihm, dem lebendigen Gott, dann mußte er unsersgleichen sich erwählen, um in dessen Herz die Fülle seines Lebens auszuschütten, dann mußte er seine Herrlichkeit einkleiden in unser eigen Fleisch und Blut. In einem ganzen, vollen, wahrhaftigen Menschenleben mußte das Göttliche uns nahe treten. Nur so konnten wir Vertrauen zu ihm fassen, nur so mit freudiger Zuversicht die dargebotne Gotteshand ergreifen. Im Aufblick zu der heiligen Gestalt des Herrn dürfen wir der eignen, innern Verwandtschaft zwischen uns und Gott uns bewußt werden, dürfen des Menschen Geist erkennen als einen Ausfluß aus Gottes eignem Geiste, dürfen mit demütiger Freude echtes, wirkliches, menschliches Wesen als den Träger göttlicher Liebesherrlichkeit anschauen und ehren. Das zieht uns hin zu Gott; das giebt uns ein fröhliches Herz zu ihm; das macht uns Mut, ihm uns zu nahen und vor ihm zu stehn.

Wenn wir den Herrn, den Heiligen und Reinen, so freundlich und barmherzig mit den Sündern verkehren sehen, wenn er auch die noch nicht aufgiebt, von denen alle andern mit scheuer Verachtung sich wegwenden, wenn er suchend den Verirrten und Verlornen nachgeht, um ihnen die rettende Hand zu reichen, wenn er selbst in seiner Liebe durch keinen Undank sich verbittern läßt und nicht müde wird, zu vergeben und zu verzeihen, — dann wird uns beides zur frohen, seligen Gewißheit, einmal, daß es nichts Höheres und Herrlicheres, nichts Schöneres und Anbetungswürdigeres giebt, als solch eine Liebe, daß in ihr der Odem aus einer höhern, bessern Welt uns anweht, und zum andern, daß deshalb auch Gottes eigne Liebe solcher Art sein muß, daß auch der heilige Gott die Sünder nicht verstößt und auch er ihnen noch seine Gnade, seine Treue bewahrt. Der Mensch Jesus, der Sünderfreund, der macht mit seiner Heilandsliebe uns den Mut, an die vergebende Liebe unsers Gottes zu glauben.

Und wenn er, ein Mensch wie wir, angethan mit unserm Fleisch und Blut, behaftet mit aller Schwachheit menschlichen Wesens, dennoch in der Kraft seiner heiligen Liebe mit reinem, ungetrübtem Gewissen durch die Versuchungen hindurchgeht, die von allen Seiten ihn umdrängen, wenn er siegreich alle Proben

besteht, die in immer ernstrer und schwererer Gestalt an ihn herantreten, wenn er dem Willen Gottes unverbrüchlich treu bleibt auch in der bangsten Stunde und das Bild eines Menschenlebens in heiliger, fleckenloser Schönheit und Vollkommenheit uns zeigt: dann hört das Göttliche auf, so unerreichbar hoch über uns zu stehn; dann wird es uns zu einem Ideal, dem auch wir nachstreben dürfen und können; dann wird es uns möglich, dem Beruf eines Gotteskindes nachzukommen, in den Wegen seines himmlischen Vaters einherzugehn. Der Mensch Jesus, dessen Wesen und Leben dennoch eins geworden mit Gottes eignem Wesen und Leben, in dessen Herzen dennoch die Fülle des heiligen Gottesherzens Raum gefunden, der giebt uns den Mut, der leiht uns die Kraft, der hilft unsrer Schwachheit auf, auch unserseits dem Willen Gottes uns zu eigen zu geben und den Gleichklang unsers Herzens mit dem Herzen unsers Gottes zu suchen. D=K

Unsre Haltung Rom gegenüber

1. An den Herausgeber der Christlichen Welt

Ein eifriger Leser Ihrer Zeitschrift erlaubt sich, in Folgendem ein Bedenken zur Sprache zu bringen, das deren Haltung in einer bestimmten Hinsicht ihm und einigen seiner zu demselben Leserkreis zählenden Freunde einflößt. Dies Bedenken betrifft die Polemik des Blattes gegen den Katholizismus.

Um eine Mißdeutung unsers Standpunktes zu verhüten, sei vorausgeschickt, daß die, welche dies Bedenken hegen, keineswegs zu den Vertrauensseligen gehören und durchaus die Gefahren nicht verkennen, mit denen gerade in unsern Tagen der streitbare und streitlustige, durch seine Erfolge im Kulturkampf übermütig geword ne Katholizismus das evangelische Deutschland bedroht. Daß Wachsamkeit und Abwehr nach jener Seite hin für die deutschen Protestanten mehr als je geboten sind, wird kein Einsichtiger verkennen, und daß deshalb eine evangelisch-kirchliche Zeitschrift zur Polemik gegen Rom öfter gezwungen ist, wird auch der Friedfertigste zugeben. Unsre Bedenken richten sich also nicht gegen das Vorhandensein, sondern gegen das Maß und gegen die Art dieser Polemik. Wir stellen dabei einige Sätze allgemeiner Natur voran, mit denen der verehrte Herausgeber, wie angenommen werden darf, prinzipiell einverstanden sein wird, bezüglich deren wir aber zu erwägen bitten, ob sie bisher immer beobachtet worden sind:

Die beste und wirksamste Verteidigung der evangelischen Kirche gegen ihre innern und äußern Feinde geschieht durch Förderung des christlichen persönlichen und Gemeinschaftslebens, durch Verbreitung der evangelischen Wahrheiten, durch Sammlung und Erbauung der Gemeinde und Unterstützung aller christlichen Werke. Daneben darf, damit das christliche Leben frisch und gesund bleibt, die unvermeidliche Polemik gegen irrende Freunde wie gegen bewußte Gegner nur in zweiter Reihe stehn und nur einen geringern Teil der Aufmerksamkeit und der vorhandnen Kräfte in Anspruch nehmen.

Unsre Erwartung, daß Sie diesen Sätzen prinzipiell zustimmen werden, kann wohl nicht trügen. Denn der unbestreitbare Erfolg der Christlichen Welt in gebildeten Laienkreisen erklärt sich unsers Erachtens zum großen Teil gerade dadurch, daß dieselbe, im Gegensatz zu andern kirchlichen Zeitschriften, die polemische theologische Diskussion in den Hintergrund gestellt und im besten Sinne des Worts erbauend gewirkt hat. Der unselige Geist theologischer Zanksucht ist ihren Spalten fern geblieben. Nicht zu diskutiren und Recht zu behalten haben Sie als ihre Aufgabe erachtet, sondern durch Bericht über christliches Leben und Denken der Gegenwart wie der Vorzeit und daran geknüpfte Erörterungen den evangelischen Sinn zu wecken und unter den Gebildeten die evangelische Gemeinde zu sammeln.

Von dieser Haltung und diesem Geiste sind Sie, wie uns scheinen will, nur in der Polemik gegen den Katholizismus in etwas abgewichen. Zunächst: diese Polemik nimmt fast in jeder Nummer einen breiten Raum ein, — wenn wir diejenigen thatsächlichen Notizen hinzurechnen, die nur die Bedeutung haben ungünstige Streiflichter auf katholische Zustände und Personen zu werfen. Eine solche Ausdehnung derselben erscheint uns zunächst überflüssig, weil gerade unter ihren Lesern wohl kaum die Klasse von Protestanten vertreten ist, die in bedenklicher Weise zum Katholizismus neigt oder die von dort uns drohenden Gefahren unterschätzt; diese Kategorie liest nicht die Christliche Welt, sondern Blätter ganz andrer Richtung. Und für die große Menge unsrer Gebildeten, aus denen Ihre Leserschar sich sammelt, ist es sicher nicht der Katholizismus, sondern es sind ganz andre geistige Strömungen, die ihr evangelisches Christentum bedrohen. — Weiter aber: Ihr Blatt will den gebildeten Laien, der in der Woche zumeist von geistiger oder geschäftlicher Arbeit auf ganz andern Gebieten in Anspruch genommen ist, am Sonntag an seine Eigenschaft als evangelischer Christ erinnern und sucht daher nicht nur auf seine Erkenntnis, sondern auch auf sein Gemüt, auf sein religiöses Leben zu wirken. Diesem Streben steht nun eine übermäßige Ausdehnung der Polemik störend gegenüber; das Kritisiren Andersdenkender, das Herabsehen auf sie bessert ja niemals, wohl aber wird es, wo es einen zu großen Raum einnimmt, gefährliche Neigungen des menschlichen Herzens nähren und fördern.

Was aber die Art Ihrer Polemik gegen die katholische Kirche betrifft, so scheint uns diese dem Gebote der Gerechtigkeit, der Anforderung objektiven Wägens und Urteilens nicht immer völlig zu entsprechen. Wir verkennen nicht die wachsende Entartung der modernen katholischen Kirche gegenüber dem Idealbilde einer christlichen Gemeinschaft, namentlich seit dem unseligen Pontifikat Pius IX. und dem eingetretnen völligen Siege der jesuitischen Richtung. Aber trotz dieser traurigen Entwicklung dürfen wir uns doch nicht vor der Thatsache verschließen, daß vorläufig die katholische — freilich sehr getrübte — Form des Christentums für zahllose unsrer Mitmenschen, für 16 Millionen unsrer deutschen Landsleute die von ihren Vätern überkommne und deshalb die ihnen einzig annehmbar erscheinende Religionsform ist, und daß wir zur Zeit — bis Gott einmal wieder einen Geistesfrühling wie im sechzehnten Jahrhundert schickt — keine Aussicht haben, etwas andres für die katholischen Massen an die Stelle zu setzen. Aber auch die weitre Thatsache müssen wir anerkennen, daß neben aller Verweltlichung und Veräußerlichung innerhalb gerade der deutschen katholischen Kirche noch viel wahre, wenn auch geistig beschränkte Frömmigkeit vorhanden ist, deren Früchte wir, die wir in katholischen Gegenden leben, tagtäglich um uns sehen. Diese Thatsachen aber sollten, wie wir meinen, uns dahin führen, daß wir von dem Glauben und der kirchlichen Gemeinschaft so vieler unsrer Landsleute mit Schonung und, so viel es möglich ist, mit Achtung reden; daß wir nicht immer ausschließlich nur die Schäden des Katholizismus hervorheben, sondern auch den in ihm noch verbliebnen christlichen Gehalt anerkennen.

Diesen Erfordernissen hat nun unsers Erachtens die Haltung der Christlichen Welt gegenüber der katholischen Kirche vielfach nicht entsprochen. Wohl wissen wir nur zu gut, daß die von uns empfohlne Schonung und relative Anerkennung niemals eine gegenseitige sein wird, daß die Organe der heutigen katholischen Kirche uns nur feindlich und nur abfällig beurteilen können. Aber die Fehler und Ungerechtigkeiten auf jener Seite sind für uns kein Grund, um in ähnliche zu verfallen. In dieser Hinsicht hat uns der Berichterstatter über die Arbeiten des Vereins für Reformationsgeschichte in Nr. 20 der Christlichen Welt recht aus der Seele geredet. Und so wenig der evangelische Historiker aus opportunistischen Rücksichten die Taktik eines Janssen und seiner Genossen, nur das der eignen Kirche Günstige aus den Quellen herauszugraben, das Unbequeme aber tendenziös zu verschweigen, sich aneignen darf, — so wenig soll die maßlose und unwahrhaftige Polemik der katholischen Presse gegen den Protestantismus uns verleiten, bei Besprechung katholischer Dinge nur die Schatten und nicht die Lichter zu sehn. Zuletzt siegt doch im geistigen Kampfe die Wahrheit und nicht die Taktik.

Um ein einzelnes Gebiet als Beispiel herauszugreifen, so erscheint es uns unbillig, wenn, wie es mehrfach geschehen, der

Bau einer katholischen Kirche oder Schule, die Errichtung eines katholischen Krankenhauses u. s. w. in überwiegend protestantischer Gegend als ein Eingriff in das Gebiet der evangelischen Kirche mißgünstig besprochen wird. Die heutige Freizügigkeit und der gesteigerte Verkehr führen zu einer immer größern Mischung der Konfessionen, und jede religiöse Gemeinschaft hat das Recht und die Pflicht, für die stetig wachsende Zahl ihrer in der Diaspora lebenden Angehörigen Sammelpunkte zu bilden.

Wie Großes hat hierin auf evangelischer Seite seit einem halben Jahrhundert der Gustav-Adolf-Verein geleistet, von dessen Arbeiten die Christliche Welt uns in dankenswerter Weise häufig berichtet. Dürfen wir denn der katholischen Kirche die gleiche Thätigkeit verargen? Der Einwand, der uns hier entgegen gehalten werden wird, ist freilich leicht vorauszusehn; man wird uns sagen: Ja, die Tendenz und die Thätigkeit solcher Diaspora-Anstalten und Pfarreien ist auf katholischer Seite eine ganz andre als auf evangelischer. Während die Unsrigen sich begnügen, die Glaubensgenossen zu sammeln und zu erbauen und von Christen andrer Konfessionen nur diejenigen für sich gewinnen wollen, die, von dem reinern christlichen Leben und Lehren einer evangelischen Gemeinde angezogen, ohne Ueberredungskünste freiwillig zu uns kommen, treiben erfahrungsgemäß die katholischen Geistlichen und Ordensschwestern den Seelenfang mit allerlei sehr weltlichen und äußerlichen Mitteln und tragen damit Verwirrung und Unheil in die Herzen und Gemeinden. Wir geben diese Erfahrungsthatsache vollständig zu. Aber trotzdem behaupten wir, daß es uns nicht gestattet ist, um dieses Mißbrauchs willen den Katholiken die berechtigte Handlung der religiösen Versorgung ihrer in evangelischen Gegenden lebenden Glaubensgenossen zu verdenken oder sie darin zu bekämpfen. Vielmehr sagen wir auf diesem wie auf andern Gebieten: Gleichen wir evangelischen Christen den äußern Vorteil, den die Katholiken durch ihr vielfach weitres Gewissen in der Anwendung der Mittel der Propaganda, wie auch durch ihre geschlossne Organisation vor uns voraus haben, aus durch reichre Bethätigung des christlichen Geistes, der bei uns ungehemmt waltet und wirkt, während er drüben mit schweren Fesseln belastet ist! Wirken drüben die machtvoll organisirten Orden und Kongregationen, so erweckt dafür Gott unter uns die Wichern, Fliedner, Bodelschwingh, — und so lange der evangelische Geist frei und lebendig weht, muß uns das Feld doch bleiben.

Und nun sei uns am Schluß gestattet, die unserm Bedenken entsprechende Bitte an den verehrten Herausgeber der Christlichen Welt in kurzen Worten zusammen zu fassen: Etwas weniger Polemik gegen die katholische Kirche und ihre Organe, in der Erwägung, daß nicht Polemik, sondern Erbauung der eignen Kirche die beste Abwehr gegen Rom ist; mehr Objektivität in der Beurteilung katholischer Verhältnisse, die doch nicht durchgängig auf der Stufe stehn, wie die uns in fast jeder [?] Nummer aus Unteritalien so abschreckend geschilderten; endlich, soweit Polemik geboten ist, mehr Schonung und Milde in der Form und Sprache gegen den Glauben von Millionen unsrer Landsleute, — und zwar in vollem Bewußtsein, daß diese Milde von drüben nicht erwiedert werden wird, aber zugleich aus der Ueberzeugung heraus, daß sie — ob erwiedert oder nicht — der evangelischen Sache würdiger ist. v O

2. Zur Erwiederung

Wenn die Redaktion der Christlichen Welt vorstehenden Brief zum Abdruck bringt, so bittet sie, das als ein Zeichen dafür zu nehmen, wie bereitwillig sie auf die Meinungen der Leser hört und wie überzeugt sie von der steten Verbesserungsbedürftigkeit des Blattes ist.

Der Brief selbst, den wir unverändert wiedergeben, spricht Wünsche, Bedenken, Anklagen aus, die seit dem Bestehen des Blattes zu unserm täglichen Brote gehören. Ursache genug zu wiederholter Besinnung.

Wenn nun der verehrte Einsender versichert, daß er die gegenwärtig von Rom her drohenden Gefahren nicht verkenne,

Wachsamkeit und Abwehr dagegen für mehr als je geboten erachte, und nur gegen Maß und Art unsrer Polemik sich wendet, so bin ich in Verlegenheit, in wie weit ich es unternehmen darf, uns zu rechtfertigen. In der Grundansicht von der konfessionellen Lage mit ihm einig, kann ich das Urteil darüber, ob wir in der Weise der Verteidigung unsrer Kirche den evangelischen Anstand außer Acht gelassen haben, nur unserm Publikum anheimgeben.

Ich möchte aber doch einiges Wenige sagen, das vielleicht zu einem billigen Urteil hilft. Nicht nur gegen den Ton der Polemik so empfindliche Gemüter pflegen uns ihre Wünsche zu äußern; die Zuschriften, die wir im entgegengesetzten Sinne, und zwar eben von solchen Geistlichen und Laien, die inmitten des römischen Wesens leben und wirken, empfangen, halten dem vollauf das Gleichgewicht. Und wie manchmal, wenn wir — was der Schreiber obigen Briefes übersehen hat — unserseits ein Uebermaß protestantischer Streitbarkeit an andern getadelt haben, ist uns von jenen Freunden vorwurfsvoll zugerufen worden: Ihr kennt den wirklichen, leibhaftigen Katholizismus nicht, wie wir ihn in täglicher Fühlung erfahren!

Das darf uns nun wohl jedermann zutrauen, daß es uns die größte Freude sein würde, mit der Verständnis und Verständigung suchenden Art, die wir, wills Gott, gegenüber den mit einander ringenden Richtungen innerhalb des Protestantismus allezeit bewahren werden, auch der Papstkirche gegenüber auszukommen. Aber hier hindert einmal die große grundsätzliche Weigerung Roms, uns Evangelische als Christen anzuerkennen (es weiß nichts von der Einen, allgemeinen christlichen Kirche, an die doch sämtliche Protestanten glauben trotz allen Parteiansprüchen), und zum andern die thatsächliche Angriffsbewegung, in der die römische Kirche sich dem Gesamtprotestantismus gegenüber zur Zeit befindet.

Mit meinem Vorredner verdenke ich es der römischen Kirche nicht, wenn sie ihre Zerstreuten, ähnlich wie wirs im Gustav-Adolf-Vereine thun, versorgt, und bin völlig beruhigt über die unausbleiblichen Wirkungen der Freizügigkeit, die ebenso zu unsern Gunsten wie zu unsern Ungunsten ausschlagen: dagegen hat sich doch auch schwerlich je die Polemik der Christlichen Welt gerichtet? Aber wohl zuweilen dagegen, wenn römischerseits Missionsstationen gegründet und Kirchen gebaut werden, wo von einer katholischen Diaspora nicht die Rede sein kann, wenn die Boten der Barmherzigkeit sich als Werber für die alleinseligmachende Kirche entpuppen, die unsre Sterbenden quälen, wenn von katholischen Rednern oder Zeitungen ganz offenkundig die Unterwerfung der nichtrömischen Christenheit unter den Gehorsam des Papstes als Ziel und Aufgabe planvoller Thätigkeit bekannt wird. Ich darf in diesem Zusammenhange eine bei Klein in Barmen soeben erschienene Schrift: „Die Propaganda Roms auf deutscher Erde. Eine Zusammenstellung von Thatsachen zur Mahnung und Warnung für alle Evangelischen. Von amicus veritatis evangelicae et libertatis germanicae“ (82 S.; 1 M.) allen, die sich unterrichten wollen, warm empfehlen.

Was wir von antirömischem Stoff in diesen Spalten bringen, ist nur ein kleiner Teil von dem, was uns zugeht. Die römische Kirche sorgt unablässig dafür, daß eine kirchliche Zeitschrift sich mit ihr beschäftigen muß. Es würde uns ja hochwillkommen sein, das nicht in polemischen, sondern zustimmenden und rühmenden Artikeln thun zu können. Ich fordre den verehrten Briefschreiber, fordre alle, die unsre Haltung gegenüber dem römischen Katholizismus mißbilligen, hierdurch ernstlich auf, Zeugnisse für das im heutigen Katholizismus noch lebendige Christentum uns zuzusenden: sie werden mit Freuden von uns veröffentlicht werden. Ich habe diese Aufforderung schon mehr als einmal an Fürsprecher des konfessionellen Friedens gerichtet, wahrlich nicht nur, um sie von der Unhaltbarkeit ihres Standpunktes zu überführen, sondern um mich selbst und unsre Leser in dem Glauben zu stärken, daß in der Papstkirche der Jesuitismus den Katholizismus noch nicht völlig erdrückt und erstickt hat. Bisher sind

alle solche Aufforderungen leider vergebens gewesen. Es steht sehr schlimm um Rom.*)

Alle echte protestantische Polemik wird einen doppelten Sinn haben: 1. Den Gegner zu überzeugen, und wenn er sich nicht überzeugen läßt, ihn vor allen Einsichtigen seines Irrtums und Unrechts zu überführen; 2. die Vertrauens- und Friedseligen im eignen Lager aufzuwecken und über den Gegner aufzuklären. Wesentlich nur in dem zweiten Sinne treibt die Christliche Welt Polemik gegen Rom. Ob das den Lesern gefällt, kann schließlich für eine Redaktion, die sich von höherer Verpflichtung gebunden weiß, nicht ausschlaggebend sein. Auch der obige Brief bestätigt im Grunde nur die Notwendigkeit, immer wieder auf diesen Punkt den Finger zu legen. Daß „die unvermeidliche Polemik nur in zweiter Reihe stehen“ darf, sollten wir das wirklich vergessen haben? Zu unserm Vergnügen wenigstens, das versichre ich lebhaft, geben wir uns mit Rom nicht ab. Wir wissen vielmehr, daß es heutzutage unvergleichlich interessantre Fragen giebt als die römische Frage: innerkirchliche, soziale, wissenschaftliche, religiös-ethische. Die römische Frage ist für den, der sie einmal erfaßt hat, von einer erschreckenden Eintönigkeit. Immer und immer wieder trifft man dasselbe Rom. Unser Blatt bringt geradezu ein Opfer, wenn es sich unablässig bemüht, über Rom nach den verschiedensten Seiten hin aufzuklären. Hätten wir es in unserm Leserkreise mit lauter Kundigen zu thun, wie gern wollten wir von Rom schweigen. Als neulich in der Meißner Konferenz ein Vortrag über die römischen Bestrebungen gehalten wurde, erhob sich niemand, darüber zu verhandeln: es gab für die dort versammelten Geistlichen und Laien nichts zu verhandeln. Aber so weit sind wir im ganzen gebildeten evangelischen Deutschland, wenigstens in den rein evangelischen Gebieten, durchaus noch nicht. Ungezählte wollen Frieden haben um jeden Preis, und so mögen sie einfach den Feind nicht sehn, der den Frieden gebrochen hat und entschlossen ist, dem Protestantismus keinen Pardon mehr zu geben. Wir achten dieses starke Friedensbedürfnis im einzelnen persönlichen Falle gern und muten gar nicht allen unsern Lesern und Leserinnen zu, alles, was wir im Dienste der Verteidigung unsers Glaubens und unsrer Kirche schreiben, zu lesen, geschweige mit in die vordern Reihen der Kämpfer zu treten. Aber in der Regel müssen wir allerdings einem evangelischen Christen eine innre Teilnahme an dem entbrannten Kampfe zumuten und können jedenfalls als öffentliches Zeitblatt in diesem Kampfe unsern Dienst nicht versagen.

Vor der Thatsache aber, daß so viele Millionen unsrer Landsleute das Christentum nur in der Form der Papstkirche besitzen, können wir doch nur einen sehr begrenzten Respekt haben. Sind wir als gute Protestanten von der Ueberlegenheit und Wahrheit unsers Glaubens überzeugt, so kann es für uns keinen herbern Schmerz geben, als daß jene Millionen sich mit einer so menschlich entstellten Form des Christentums begnügen. Wir werden aber vollends in Erregung geraten, wenn wir sehn, daß das Christliche innerhalb dieser Kirchenform in Gefahr steht, von dem Menschlichen und Antichristlichen gar überwuchert zu werden. Dem entgegen gilt es nun freilich, in unserm eignen Schoße das Leben zu wecken und zu stärken, das allein den Beweis der Kraft für den Vorzug unsrer Gläubigkeit führen kann. Eine andre Art von Propaganda, von Evangelisation giebt es für uns nicht. Darin stimme ich also der obigen Zuschrift ganz bei, und in dem Sinne, denke ich, arbeiten wir auch. Sollte es aber nicht ein Mittel unter andern sein, jenes Leben zu wecken, wenn am römischen Katholizismus selbst unsern evangelischen Glaubensgenossen der Irrtum und das Verderben so deutlich gezeigt wird, daß sie eben dadurch des Wertes ihres Eigenbesitzes sich erst recht bewußt werden? Schickt uns Gott die römische Gefahr nicht eben dazu, damit endlich einmal die Masse der Protestanten aus ihrer Gleichgiltigkeit und Dumpfheit aufgerüttelt werde? Und müssen evangelische Christen, die das begreifen, ihrem Gott hierbei nicht den schuldigen Dienst thun?

Kurzum, die Sache liegt so einfach nicht, daß die Redaktion Einhalt und Umkehr in diesem Stücke versprechen könnte. Die Wacht gegen Rom ist ihr von Hause aus Gewissenssache gewesen; in der Ueberzeugung von ihrer Notwendigkeit hat sie dem Unternehmen des Evangelischen Bundes freudig zugestimmt. In der Art der Abwehr wird sie die Hoffnung und Geduld der Liebe gern auch den katholischen Brüdern wiederfahren lassen: aber der offizielle und öffentliche Romanismus unsrer Tage läßt dafür wenig Raum. Und wir müssen der schärfern Tonart auch ihr Recht zugestehn, wo sie den Boden der Erfahrung unter den Füßen hat und mit dem heiligen Zorne christlicher Gewissenhaftigkeit auftritt.

Wir bitten zum Schluß unsre Herren Mitarbeiter, das, was an der obigen Zuschrift beherzigenswert ist, sich mit annehmen zu wollen, unsre Leser aber, sich davon überzeugt zu halten, daß, wenn wir immer wieder auf römisches Unwesen und seine Gefährlichkeit hinweisen, wir unsre ernsten Gründe dazu haben.*)

D H

*) Kleine, einzelne freundliche Züge christlichen Lebens aus dem Schoße der römischen Kirche haben ja zuweilen auch wir mit Vergnügen gebracht: 1. Jahrg., S. 291 (Kalvariendamen); 2. Jahrg., S. 175 (Don Bosko); S. 346 (Heidenmission); 3. Jahrg., S. 103 (Ein ehrliches Bekenntnis in Sachen des Ablaßwesens). Vergl. auch nächste Nummer. Helfe, wer kann, diese Züge vermehren! Ob sie aber irgend zu einem genügenden Gesamtbilde sich zusammenschließen werden?

*) Vgl. 1887, Nr. 40: Ueber Toleranz. Brief des Herausgebers an eine Leserin. 1888, Nr. 1: Vom konfessionellen Frieden. Zum Papstjubiläum. 1888, Nr. 34: Unsre Haltung gegenüber dem römischen Katholizismus. Ich habe, was ich dort gesagt, nicht wiederholen mögen.

D H

Deutscher Einfluß in Frankreich seit 1870

Kürzlich erschienen in Paris drei Aufsätze in Buchform, der bekannten Madame Adam gewidmet, deren Verfasser, Georges Renard, ein geborner Franzose, jetzt als Professor der Litteratur an der Akademie zu Lausanne lebt. Das Buch führt den Gesamttitel: La France contemporaine (bei Albert Savine, 18, Rue Drouot, 1888). Der erste Aufsatz behandelt die schon oft erwogne Frage von Idealismus und Realismus, der dritte hat den Sozialismus in Frankreich zum Vorwurf, und der zweite den deutschen Einfluß.

Der letztre ist nach mehr als einer Seite hin merkwürdig. In ruhiger, sachlicher Weise setzt er auseinander, in welch eingreifender Weise das heutige Frankreich auf beinahe allen Gebieten des geistigen Lebens von Deutschland beeinflußt werde. Seit 1870 habe sich das gegenseitige Verhältnis gänzlich verändert. Franzosen und Deutschen seien durch den Krieg die Augen über einander aufgegangen. Deutschland habe gemeint, im Feldzuge von 1870 noch die Armee des großen Napoleon zu bekämpfen, Frankreich habe geglaubt —

> ein sentimentales, redliches Deutschland sich gegenüber zu sehen, bevölkert von Musikern und Dichtern, sanften Träumern und friedfertigen Gelehrten, eine Art bürgerlichen Edens, wo auf Wiesen und in den Herzen stille blaue Blumen blühten. Der von Sadowa herübergrollende Kanonendonner sei nicht laut genug gewesen, um sie darüber aufzuklären, daß Deutschland noch ganz andre Elemente in sich berge als Idealisten.

Seitdem habe man sich in Frankreich gefragt, worauf diese Ueberlegenheit der deutschen Armee nicht nur, sondern des deutschen Volkes überhaupt beruhe, und habe angefangen, sich ernstlich mit dem Studium der verhaßten Nachbarn zu beschäftigen. Der Einfluß dieses Studiums zeige sich nun auf allen Gebieten des Lebens und nicht überall zum Vorteil der Entwicklung des französischen Geistes, der teilweise dadurch aus den seiner Natur angewiesnen Bahnen gedrängt sei. Auf dem Gebiete der neuern schönen Litteratur behaupte Frankreich zwar nach wie vor seine erste Stelle. Seine Erzeugnisse beherrschten die Theater, seine Romane seien der Form nach noch immer maßgebend für ganz Europa. Ebenso sei die deutsche Malerei und Skulptur abhängig von französischen Einflüssen. Anders verhalte es sich in Bezug auf Musik. So sehr der französische Patriotismus sich auch gegen Wagner als Repräsentanten des deutschen Geistes sträube, so wenig könne er sich doch gegen den Einfluß seines den ganzen Menschen erfassenden modernen Kunstwerkes erwehren. Auf dem Gebiete der Musik trete der

italienische Einfluß mehr und mehr gegen den deutschen zurück. Ebenso sei der öffentliche Unterricht, dessen Erfolg man auf den Schlachtfeldern kennen gelernt habe, dem deutschen nachgebildet. Mit größter Anerkennung, ja Begeisterung schildert der Verfasser die deutschen Hochschulen, die Freiheit ihrer Einrichtungen, die harmlose Fröhlichkeit des Studentenlebens; ja er steht nicht an, die deutschen Universitäten den Franzosen zu unbedingter Nachahmung zu empfehlen, freilich mit der Begründung, daß die erste Universität in Paris einst die Mutter, das Urbild der deutschen gewesen.

Dagegen bedauert er, daß die Methode heutiger deutscher Wissenschaft, obwohl sie dem französischen Geiste fremd bleibe, doch das ganze Studium beherrsche. Die Franzosen hätten schon vielfach ihren eleganten Stil mit den schwerfälligen Perioden gründlicher Gelehrsamkeit vertauscht, auch wo diese nicht hingehören, und darin gerade an ihrem eigensten Wesen eingebüßt:

Man bewundert einen Gelehrten heutzutage wegen der Entdeckung, daß Plautus eigentlich Maccius geheißen, eben so, als habe er des Plautus Komödien verfaßt. Die Furcht vor allgemeinen Ideen und die Zerstückelung des Wissens stellt sich der Neigung zur Philosophie entgegen, die alles auf wenige, einfache, schöpferische Gesetze zurückführt. Kann man sich da noch wundern, daß das Studium der Philosophie noch nicht wieder blühen will? Ja noch schlimmer! Dies absichtliche Am-Staube-kleben, dieser vorläufige Mangel an jedem Ideal, diese Verachtung der Einbildungskraft, diese sklavische Abhängigkeit von allem Realen, Positiven, Praktischen haben allgemein einen unbeschreiblichen Ekel an allem erzeugt. Die eifrigen Zergliederer der Natur sind beim Zerlegen derselben von einer universellen Uebelkeit befallen worden. Daher ertönt der Aufruf der platonischen Liebhaber des Todes aus Deutschland an die Menschheit also: Brüder, jetzt gilt es zu sterben! Sie stellen der Menschheit als höchstes Ziel die freiwillige Zerstörung unsers Planeten hin, und in Erwartung dieses erst in weiter Ferne winkenden Glückes verkünden sie die Auflösung von Gefühl und Verstand in mutlosen Stumpfsinn. Schopenhauer und Hartmann haben auf diese Weise den Selbstmord gepredigt, oder statt seiner die Thatlosigkeit. Ihr krankhafter Pessimismus hat bereitwillige Jünger in Frankreich gefunden. Ihre narkotischen Lehren sind mit einer nur zu wohlfeilen Bewunderung aufgenommen, und Philosophen, die aus zweiter Hand leben, Romanschriftsteller, vernarrt in den Naturalismus, Dichter, die Nervenüberreizung für Genie und Gedächtnis für Einbildungskraft halten, sind alle folgsame Jünger, ein gewissenloses Echo der deutschen Hoffnungslosigkeit geworden. Sie fluchen der Liebe, der Hoffnung, dem Handeln — allem, was dem Leben erst Wert verleiht, ja eigentlich Leben ist.

Was sagen wir, unserseits gewohnt, alle möglichen schädlichen Einflüsse in unserm Volksleben auf französischen Ursprung zurückzuführen, zu diesen Beschuldigungen? Können wir sie einfach verneinen oder uns ihrer mit der Ausrede entledigen, es seien Zeitströmungen, die überall zugleich auftauchten? Ich meine, wir müssen bekennen, daß der Franzose einen wunden Fleck bei uns getroffen hat.

Und doch, obwohl geübt im Auffinden geistiger Zusammenhänge, hat er die nahe innre Beziehung zwischen dem Pessimismus und Wagnerkultus unsrer Tage nicht erkannt. Fängt man doch auch bei uns erst an, das Augenmerk auf diese Erscheinung zu richten. Der Kultus, den die Anhänger „des Meisters“ jetzt auch mit seiner Person treiben, kann dem Christen wohl zu denken geben. Betrachten sie Richard Wagner doch als den „neuen Adam, in dem sich die getrennten Elemente der höhern Menschennatur, des Musikers, Dichters, bildenden Künstlers, Philosophen und Religionsstifters wieder vereint haben,“ der die Menschheit durch Mitleid erlösen will, indem er in Schopenhauerschem Geiste den Jammer der Welt nachfühlt und die Menschen durch die Ekstase, in die sie der Eindruck des von ihm geschaffnen Kunstwerks versetzt, in dem Nachempfinden, der schrankenlosen Hingabe an die Leidenschaft, wo dies Ausleben selbst versagt bleibt — befreien, erlösen will. Also durch Rausch der Sinne und Erregung der Nerven! Solche Ekstase soll die Menschen über die ganze Trostlosigkeit ihres Daseins hinausheben. Es wäre wohl wert, diese Gedanken einmal einer besondern Besprechung zu unterziehn, besonders weil gerade die Blüte unsrer Jugend, angelockt durch den poetischen Schimmer vaterländischer Stoffe und Sagen und phantastischer, märchenhafter Darstellung einer grauen Vorzeit, in der sie geheimnisvolle Symbole empfindet, der Sirenenstimme dieser neuesten Religionsphilosophie anheimfällt. Denn zusammengesetzt aus „Buddhismus, Pessimismus, Mystizismus, Mythizismus, Asketismus, Teutonismus, Antisemitismus und Poesie des Ehebruchs,“ verfährt sie in

ihrer Proselytenmacherei systematischer und fanatischer als je die Missionare des Jesuitismus. Scheint es doch, als wollten ihre Verkündiger nicht mehr bloß die Musik — sondern eine Religion der Zukunft predigen!

Das Verhängnisvollste des deutschen Einflusses ist dem Franzosen die Anbetung der Macht (la force). Die Deutschen seien, seit sie mächtig geworden, nicht mehr so groß als zur Zeit ihrer großen Philosophen, Denker und Dichter. Sie fingen an, den Erfolg als der Güter Höchstes anzusehen, und höben die Macht auf den Altar. Und auch in Frankreich werde mehr und mehr diese Anschauung die herrschende.

Wenn es uns, um hierauf einzugehn, nun auch eigentümlich berührt, daß der Franzose ganz zu vergessen scheint, welchem Götzen das französische Volk von jeher gehuldigt, wie es sich an der Gloire berauscht, welche Opfer es seiner Eitelkeit gebracht und wie oft es den Effekt eines Schauspielers für den Erfolg des Helden angesehn, so können wir wiederum nicht umhin, zuzugeben, daß er auch hier auf einen bedenklichen Punkt in der Entwicklung unsers Volkscharakters den Finger gelegt hat. Denn wen erfüllte es nicht mit Bangen, zu sehn und zu hören, wie ein andrer Teil unsrer Jugend keine höhern Ideale mehr kennt als das eine: Karriere zu machen! Wie über dem äußerlichen Strebertum ernstes Streben, tiefre Bildung nicht nur vernachlässigt, sondern zum Teil verachtet wird, und um äußre Ehren und Stellung zu erlangen, der Schein über das Sein gestellt und sittliche Bedenken mit Geringschätzung abgeschüttelt werden!

Die historisch-politischen Voraussetzungen des Verfassers sind dem deutschen Leser freilich eben so unannehmbar als unverständlich. Er fragt sich verwundert, wie angesichts der herrschenden politischen Zustände in Frankreich der Franzose noch so fest an die idealen Ziele dieser Republik glauben kann. Anderseits freilich läßt die ganze Art der Darstellung darauf schließen, daß Frankreich, auch das heutige Frankreich, nicht nach den Schreiern in der Presse und auf den Boulevards beurteilt werden kann. Die bessern Elemente scheinen sich zurückzuhalten und im stillen eine innre Neugeburt vorbereiten zu wollen und die Revanche-Idee dahin zu vertiefen, daß Frankreich sich selbst wiederfinde und daran arbeite, das ihm eigentümliche Ideal auszugestalten, um so seine hohe, weltgeschichtliche Mission unter den Völkern zu erfüllen.

Diese kurze Skizze zeigt, daß der Aufsatz eine Fülle anregenden Stoffes bietet, dessen Behandlung, vom französischen Gesichtspunkt aus, den deutschen Leser auf ganz neue Anschauungen führt, ihm sein eignes Wesen, wie es sich im fremden Geiste spiegelt, wenn auch nicht im ganzen treu, so doch in einzelnen Zügen mit einer das Gewissen treffenden, beherzigenswerten Schärfe zurückstrahlt, deren Richtigkeit nur ein verblendeter Chauvinismus gänzlich wird in Abrede stellen können.

Dies alles ist jedoch nicht der Grund, weshalb wir die Leser dieses Blattes mit dem Aufsatze bekannt machen. Vielmehr veranlaßt uns dazu ausschließlich der folgende Abschnitt über die veränderte Stellung der protestantischen Kirche in Frankreich seit 1870, deren Schilderung um so überzeugender wirkt, je weniger der Verfasser dazu irgend welche Herzensstellung einzunehmen scheint:

Der Sieg Deutschlands ist zunächst ein Sieg des Protestantismus. Denn thatsächlich hat nicht das katholische Bayern, sondern das protestantische Preußen den Feldzug geführt und den Gewinn davon gehabt. Das neue Kaiserreich hat den Bischöfen von Anfang an bewiesen, daß es nicht daran denke, zu ihrem Vorteile das heilige römische Reich deutscher Nation wieder aufzurichten. Durch diese unerwartete Wendung ist nun dem französischen Protestantismus die Macht und Größe des deutschen Protestantismus zu gute gekommen. Während der Regierung Napoleons III. trat er hinter den beiden extremen Parteien zurück, in die sich die ungeheure Mehrheit der Franzosen teilt: die strengen Katholiken und die Freidenker. Von letztern geachtet, wiewohl nicht geliebt, weil sie ihm vorwarfen, auf halbem Wege stehen zu bleiben, wurde er von erstern verachtet und beleidigt, geradezu mißkannt. Es war Brauch, in den Kirchen zu verkündigen, daß die Reformation nur eine untergeordnete Geisteskultur habe hervorbringen können. Die Ereignisse von 1870 erzwangen aber die Erkenntnis, daß es dennoch Tugenden und Geisteskräfte bei den ketzerischen Völkern gäbe; und da England, die Schweiz, Amerika, vor allem die über ganz Frankreich zerstreute elsässische Kolonie ebensoviel lebendige Beweise dafür bildeten, verlor der Katholizismus an

Bedeutung und wurde sogar wie in Deutschland auch vom Staate bekämpft. Und wiederum wurde, wie in Deutschland, nach dem Gesetze der Wiedervergeltung der Versuch gemacht, einen liberalen Katholizismus zu bilden, und die Protestanten erlebten es, nachträglich zu Günstlingen erhoben zu werden. Niemals waren sie zahlreicher in den Kammern, in den Behörden und Ministerien vertreten, als eben jetzt. Ihre Kirche hat sich neu organisirt; sie halten Synoden, haben Zeitschriften gegründet, neue Kanzeln erobert, Schulen eröffnet und lebhaften Anteil am Kampfe der Geister genommen. Man kann ihre Spur auf Schritt und Tritt, bei allen in den letzten Jahren zustande gekommnen Gesetzen verfolgen: dem obligatorischen, von staatlich angestellten Lehrern geleiteten Volksunterricht, dem weiblichen Erziehungswesen, der Wiedereinsetzung der Ehescheidung — lauter Punkten, auf denen die Republik nur der Gesetzgebung der protestantischen Nationen zu folgen brauchte.

Ihre eigentümliche Geistesrichtung kann man auch in der Gewohnheit finden, die einige unsrer Gelehrten und Denker angenommen haben, ihren Unglauben in Watte zu hüllen. In protestantischen Ländern ist es erlaubt, wenn nicht gewöhnlich, sich Christ zu nennen, selbst Prediger des Evangeliums zu sein, ohne an die Gottheit Christi zu glauben. Es giebt tausenderlei Abstufungen zwischen dem orthodoxen Glauben und der absoluten Verneinung. Wie früher Rousseau und heutzutage Strauß, untergräbt man die Religion, trotzdem man sie verehrt; man kann mit Salbung und zerknirschtem Herzen Zweifler und selbst Atheist sein. Diesen Kompromissen, die der Logik des französischen Geistes wenig zusagen, begegnet man jeden Augenblick bei den Jüngern der deutschen Exegeten. Wie sollten wir in den Folgerungen, welche Unfaßbares festhalten möchten, und dem auf und nieder wogenden Stil Renans nicht die Folgen eines langen, langen Umgangs mit den Theologen der rechten Rheinseite erkennen?

Bedarf es noch andrer Beweise für das Erwachen des Protestantismus in Frankreich? Gar manche haben sich, ohne in auffälliger Weise überzutreten, unter seine Fahnen sammeln lassen. Wie oft in den letzten Jahren hat man nicht die Trauung in der protestantischen Kirche gewählt, als Ausgleich zwischen dem theatralischen Pomp der katholischen Hochzeitsfeier und der Trockenheit der Ziviltrauung? Wie viele, losgelöst von jedem positiven Bekenntnis, sind von toleranten [protestantischen] Pastoren zu Grabe geleitet worden! Ja, es giebt eben so fromme wie naive Seelen, die aus diesen Thatsachen schließen wollen, daß Frankreich noch einmal als Volk die Reformation annehmen werde. Man hat ihm zu beweisen versucht, daß ein Volk ohne Gott ein Volk ohne Sitten und ohne Kraft sei; man hat ihm als verlockenden Spiegel das Glück der Nationen vor Augen gestellt, welche die Bibel lesen. Man hat es teils ermahnt, teils gebeten, sich an Luther oder Calvin anzuschließen, um gleichzeitig sein diesseitiges und jenseitiges Heil zu schaffen, man hat es weder an Predigten noch Missionen fehlen lassen, um es zu evangelisiren, d. h. ihm eine Religion ins Blut überzuleiten, die sich in der Hauptsache durch und für die germanische Rasse entwickelt hat.*)

Vergebliches Bemühen! Frankreich, so nachgiebig, als es sich darum gehandelt, von den Protestanten Einrichtungen zu entlehnen, die in Uebereinstimmung mit seinem demokratischen und rationalistischen Ideal sind, hat sich selbst wiedergefunden als das Land Voltaires und Diderots, sobald Dogmen, Wunder und das Uebernatürliche in Frage kamen.

Und nicht wir machen ihm einen Vorwurf daraus, daß es meint, die Annahme des Protestantismus, der im sechzehnten Jahrhundert ein Fortschritt gewesen wäre, würde im neunzehnten ein Rückschritt sein. . .

Wer spürte nicht aus den Worten dieses dem Christentum augenscheinlich fernstehenden Mannes heraus, daß dasselbe Ringen wie bei uns nach einem Ausdruck religiöser Ueberzeugung in einer dem modernen Bewußtsein entsprechenden Form auch in Frankreich die Geister bewegt und immer weitre Kreise in Schwingung versetzt?

C B

Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses

Uebersicht: 1. Künstlerische Eigenart; 2. Kunstgedanken; 3. Frömmigkeit

Wenn ich den Namen Ludwig Richter nenne, so weiß ich, daß es bei den Lesern dieses Blattes keiner Einführung und Vorstellung seines Trägers bedarf. Jeder kennt den gemütvollen Maler deutschen Volks- und Familienlebens in Dorf und Stadt, den unermüdlichen Beobachter und fröhlichen Schildrer des muntern Treibens der Kinderwelt, den verständnisvollen Darsteller deutscher Natur in Wald und Feld, in Berg und Thal, aus seinen Holzschnitten voll volkstümlicher Einfachheit und Kraft, voll feiner Laune und zarter Sinnigkeit, voll kindlicher Frömmigkeit und unerschöpflicher Freude an Gottes reicher und schöner Welt! Doch einen alten Hausfreund heißt man ja immer wieder willkommen; und so möchte es vielleicht

*) Um nach dem Kriege eine religiös-sittliche Neugeburt in diesem Sinne zu bewirken, hat man u. a. den ersten Band von Robertsons Sermons ins Französische übersetzt, und Pressensé hat in einem ausführlichen Artikel auf ihn hingewiesen.

manchem zur Freude und Herzerquickung gereichen, sein Auge wieder einmal auf den Zügen dieses treubewährten Freundes jedes deutschen Hauses ruhen zu lassen. Hat er uns doch selbst in liebenswürdigster Weise die Möglichkeit dazu geboten, indem er uns als letztes wertvolles Geschenk „fürs Haus“ in seinen „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“*) ein getreues Selbstbildnis seiner geistigen Art, seines Empfindens, Denkens und Strebens als Künstler, als Mensch und als Christ hinterlassen hat.

1. Künstlerische Eigenart

Was Ludwig Richter (geb. 1803) als Knabe im Elternhause zu Dresden Kleines und Großes, Heitres und Ernstes erlebt hat, wie ihm als Gehilfen seines Vaters beim Zeichnen und Kupferstechen der innre Beruf zur Kunst aufgeht, wie er sich durch alle Hindernisse einer vielfach gedrückten Lehrzeit von ihrem handwerksmäßigen Betriebe zur Höhe wahrer Kunstübung emporzuarbeiten gestrebt hat, das muß man in seinen Lebenserinnerungen selbst gelesen haben. Seine Erzählungsweise übt den ganzen stillen Zauber jener mit tiefer Eindrucksfähigkeit und scharfer Beobachtung verbundnen Darstellungsgabe, liebevoller Kleinmalerei, gemütvollen Humors und warmer Empfindung auf den empfänglichen Leser aus, wie sie uns in Richters Bildern in so hohem Maße ansprechen.

Von tiefgreifender Bedeutung für den jungen Landschaftsmaler waren die Jahre seines Aufenthalts in Rom (1823—26). Hier ergreift er, getragen von dem Geiste der großen Erneuerungsbewegung, die durch die deutsche Künstlerschaft geht, die für ihn entscheidende künstlerische Wahrheit, daß die Natur vollkommen wahr, allein ihrer jedesmaligen eigenartigen Erscheinung entsprechend, dabei aber auch stets geistig, das heißt nach ihrer Wirkung auf Geist und Gemüt, erfaßt und dargestellt werden müsse. Zugleich schreibt sich aber auch aus seiner römischen Zeit für ihn eine bewußte Erfassung der christlichen Wahrheit, der Anfang eines tief innerlichen Glaubenslebens, das für seine Kunst gleichfalls richtunggebend wurde. Und ebenso bedeutsam für sie war es, daß er, in die Heimat zurückgekehrt, als Zeichenlehrer in Meißen (1828—35) sich nach Jean Pauls Rat „ein weiches, warmes Lerchennestlein“ gebaut hat, von wo aus er aber nicht nur, wie er es sich vorgenommen, „über das erbärmliche Menschentreiben wegzucken“ konnte, sondern auch mit freiem, munterm Blick, von der krankhaften Sehnsucht nach Italien geheilt, deutsche Natur und deutsches Volks- und Familienleben erfassen und mit seinem Stifte festhalten lernte. Als er dann 1836 wieder nach Dresden übergesiedelt war, hat er hier bis kurz vor seinem auch in der Vaterstadt erfolgten Tode (1884) nicht nur als einflußreicher Lehrer an der Kunstakademie gewirkt, sondern seine Kunst hat auch vermittelst des von ihm mit Vorliebe gepflegten Holzschnittes in unzähligen Bildern überall in Deutschland Eingang gefunden. Aus drei Quellen vorzüglich: einem tiefen Natursinn, der liebevollen Hingabe an deutsches Volkstum und einer warmen Herzensfrömmigkeit, ist so ein Strom bedeutungsvoller Kunstübung erflossen, der noch heute sich belebend, herzerfreuend und -erhebend in das deutsche Haus ergießt.

Darin liegt denn auch schon angedeutet, worin Richters künstlerische Eigenart besteht. Das deutsche Haus ist der Ausgangs- und Mittelpunkt seiner selbständigen Kunstübung geworden und geblieben. Ueberall fühlen wir in ihr den warmen Pulsschlag deutschen Volks- und Familienlebens. Wenn der Engländer mit seinem Familiensinn, aber auch mit Rechts- und Freiheitsgefühl sagt: Mein Haus ist meine Burg, so spricht das Richtersche Bild, weniger stolz vielleicht und doch so viel gemütvoller: Mein Nest ist das best! Da finden wir seine ausgesprochnen Lieblinge, die Kinder, bald beim fröhlichen Plätscherbad, bald beim lustigen Spiel, oder um die gute Großmutter versammelt, mit verhaltnem Atem ihren gruslichen Geschichten lauschend, während die Bratäpfel im Ofen verlockenden Duft ausströmen, und wo ein muntrer Ringelreihen sich schlingt, da nehmen Mops oder Spitz vollsten Anteil. Unermüdlich ist

*) Frankfurt a. M., Johannes Alt; 3. Aufl. 1886; geb. 8,60 Mk.

Richters Stift in der Darstellung der mannigfachsten Kinderlust; und fehlen auch die Züge des Kinderleides nicht ganz, wie bei den hungrigen, frierenden Holzlesekindern: die Liebe der Schwester trocknet ja dem weinenden Helmchen die Thränen, und so bleibt für unsern Kinderfreund die Jugendzeit doch im ganzen das Paradies schönsten Glückes. Aber nicht nur für die Kleinen, sondern auch für das heranwachsende Geschlecht und die Alten sind die vier Wände des Hauses die Heimstätte trautester Gemütlichkeit. Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste! bleibt auch des Richterschen Hauses Zauberwort. Wenn draußen der Regen vom Himmel niederrauscht und von den Dachtraufen sich auf die Schirme der Vorübergehenden ergießt, oder wenn der Schnee im Wirbeltanze flockt und unter den Füßen der frierenden Menschen knirscht, dann sammeln sich Freunde und Nachbarn im trauten Verein um den gastlichen Tisch des Hauses zur geselligen Freude oder zur fröhlichen Hausmusik, und selbst die alte Muhme am wärmenden Ofen empfindet den Reiz behaglicher Häuslichkeit. Aus der süßen Enge des Hauses führt uns Richters Griffel dann auch hinaus auf die Straße des Dorfs und der Kleinstadt mit ihren erkerreichen alten Häusern. Wir erleben das große Ereignis eines Schlachtfestes oder sehen zu, wie die Krämersfrau mit der Brille auf der Nase bei ihrem Lichtstümpfchen jedem sein Teil aufs peinlichste zumißt. Wir begleiten den Landmann bei seinem Werke, fahren mit ihm zur Mühle und nehmen an seinen Freuden und Leiden teil. Als scharfer Beobachter hat Richter dem Volksleben auch die feinsten Züge abgelauscht, in verschwendrischer Fülle mit scheinbar spielender Leichtigkeit der Wiedergabe sie in seinen Bildern vor unsern Blicken ausgebreitet und seine naturwahre Darstellung mit jenem liebenwürdigen Humor gewürzt, der aus den Zügen so vieler ehrsamer Handwerker und behäbiger Gastwirte, köstlicher Spießbürger und sonstigen Originalgestalt so unnachahmlich spricht.

Noch schönre Gaben aber bietet uns Ludwig Richters Kunst, wenn sie das Leben der Menschen in nahe, sinnreiche Beziehung zur Natur setzt; dann scheinen jene auszusprechen, was unbewußt in ihr lebt. Wie weiß er uns da mit wenig Strichen den Zauber des deutschen Waldes zu schildern: das geheimnisvolle Dunkel, in das der Fußpfad sich verliert, die tiefe Waldeinsamkeit, von goldnen Sonnenstralen durchzittert. Hier rieselt ein Bächlein von des Wiesenhügels Rand, über den hinweg der Blick in die dämmernde Ferne schweift, zu dem See mit dem gleitenden Nachen, zu der Berge kühnen Höhn. Eine Schar von Mädchen hat sich auf dem Hügel gelagert, bekränzt mit den ersten Frühlingsblumen, ihr Lied in die herrliche Gotteswelt hinaussingend. Oder wir sehen die fromme Bauernfamilie sich zum Kirchgang am Sonntagmorgen anschicken, der mit Sonnenglanz und blühenden Rosen, mit perlenden Tau und Lerchenjubel zum Gang durch die wogenden Kornfelder nach dem lieblichen Kirchlein ladet, das unter dem Dache seiner schönen Linden freundlich hervorwinkt. Dort wieder fällt unser Blick auf die Verlobten, die sich unter der herrlichen Eiche am Waldessaume gefunden haben. Das Glück der jungen Liebe spricht aus ihren Zügen, spricht aus der frischen Frühlingslandschaft. Die sinkende Sonne wirft ihren Verklärungsschein auf den Abhang; im lauschigen Grunde herrscht schon abendliches Dunkel; aber der Rauch, der sich von der Mühle drunten in die klare Abendluft kräuselt, deutet auf das nahe Glück am eignen Herde, und bald wird der Mond, der schon durch den Wald schimmert, sein goldnes Licht über dies Bild stiller Seligkeit breiten. Auch der schlichte Feldrain belebt sich unter des Künstlers Hand. Da nicken die Gräser, da blühen die Blumen, da schwirren die Lerchen, da flattern die Schmetterlinge, und während der fleißige Landmann seinen Samen fürs tägliche Brot ausstreut, hat sich seine junge Frau unter dem blühenden Strauch am Feldrande niedergelassen und reicht den Kleinen ihre Suppe; und das Vöglein auf schwankem Zweige singt im Sonnenschein sein Jubellied dazu. Wie anders wieder, wenn sich dunkle Wetterwolken zusammengeballt haben. Unheildrohend ziehen sie über den Himmel; wilder Regen peitscht die erschrocknen Fluren. Die aus ihrer Heimat in die Fremde wandernde jüngst verwitwete Frau mit ihren drei Kindern hat unter dem Bildstocke Zuflucht gesucht. Zerstört wie das Gemäuer der fernragenden Burg ist ihr Lebensglück, und schwarz wie das unheimliche Gewölk wälzt sich die Zukunft heran. Aber in der Ferne bricht die Sonne doch wieder durch, und aus ihrem Herzen ringt sich das Wort christlicher Ergebung und Hoffnung: Dein Wille geschehe!

So weiß Richter Licht und Schatten, Sonnenschein, Mondesglanz und Sternenpracht, Wiese und Bach, Feld und Hügel, Frühlingswehen und Waldesduft, Windesbrausen und Wolkenzug nicht nur zu malen, sondern auch zum Herzen sprechen zu lassen. Auch die Tierwelt nimmt Anteil an dem Leben, scheint mit dem Menschen zu empfinden, durch dessen Gestalt und Züge das ganze so vereinigte Bild seine Deutung empfängt. Erdlebenbild hat man diese Verbindung von Landschafts- und Sittenbild nennen wollen, in der auch der kleinste Erdenwinkel, vom Zauberstabe der Kunst berührt, Licht, Leben, sinnvolle Bedeutung gewinnt.

Hierzu kommt das Gepräge kindlicher und doch tiefgewurzelter Frömmigkeit, das der Richterschen Kunst eignet. Ganze Bilderreihen (Sonntag, Unser täglich Brot, Vaterunser) hat er in den Dienst des christlichen Gedankens gestellt; aber auch was er sonst „fürs Haus“ geschaffen hat, ruht auf dem festen Grunde christlichen Glaubens und christlicher Sitte. Bete und arbeite! spricht die Gestalt des frommen Zimmermeisters, dem sein Knäbchen eben das Arbeitszeug gebracht, während die emsige Frau noch mit dem Jüngsten beschäftigt ist. Befiehl dem Herrn deine Wege! ruft ein andrer Gatte der zagenden Gattin zu, die sich über den Säugling neigt; noch deutlicher sprechen es die sorglosen Mienen des Töchterchens, das für den bettelnden Sperling noch Ueberfluß hat, künden es die Rehe und Raben draußen, die im Winterschnee Speise von Engelshand empfangen.*) Vor dem ländlichen Kirchhofe mit seinen herbstlichen Bäumen und seinem Memento mori ist der müde Erdenpilger niedergesunken. Den Kopf hat er in die Hand gestützt; durch die Brust zieht das Heimweh nach der Ewigkeit:

> Ich wollt, daß ich daheime wär
> Und aller Welt nicht diente mehr!

Aber bei aller Sehnsucht nach dem Himmel, die aus so manchen Bildern Richters spricht, — wie schön hat doch Gott für den Menschen auch seine Erde gemacht! Das empfindet jene Familie am Rande des Kornfeldes: die Kinder fröhlich jauchzend und spielend, Vater und Mutter unter dem Bildstock gelagert, in stiller Betrachtung der leuchtenden Pracht des goldnen Abendhimmels und des lieblichen Erdenbildes zu ihren Füßen, während die schöne Abendfeierstunde ihnen die Worte des Wandsbecker Boten auf die Lippen legt:

> Gott, laß dein Heil uns schauen,
> Auf nichts Vergänglichs trauen,
> Nicht Eitelkeit uns freun.
> Laß uns einfältig werden
> Und vor dir hier auf Erden
> Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

In den Schlußworten dieses Lieblingsliedes unsers Malers ist für uns kurz das Wesen und die Bedeutung seiner Kunst ausgedrückt. Kindlich, fromm und fröhlich zu sein ist ihre Art; dazu will sie uns Führerin werden, und darin liegt ihre bleibende Bedeutung gerade auch für unsre Zeit. Kindlich im besten Sinne tritt sie vor uns hin, eindrucksfähig und ausdrucksfreudig dem Kleinsten wie dem Größten gegenüber, unbefangen und ungekünstelt bei höchster Kunstübung, in der, um mit einem deutschen Maler zu reden, aus jedem Strich das Talent jauchzt. Und wie Richter dem Grundsatze nachlebt, daß ein guter Künstler auch ein guter Mensch sein müsse, so ist auch seine Kunst fromm und rein, gottinnig — und zugleich fröhlich weltoffen, mit nie ermattender Freude den Reichtum der

---

*) Vergl. die Einzelausgaben dieser Bilder mit begleitendem Text von Fr. Oldenberg in Ludwig Richters Volksbildern, Leipzig, A. Dürr, die aufs neue allen Volksfreunden zur Verbreitung dringend empfohlen werden (24 St. zu 50 Pf.), ebenso wie das treffliche Volksbuch: Ludwig Richter der Maler des deutschen Hauses von Köhnlein (Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein); 138 S. mit Richters Bildnis und Holzschnitten im Text, in hübschem Pappband 1 Mk., fein geb. 1,50 Mk.

Erscheinungen des Weltlebens erfassend und darstellend, um so auch uns in dem Hasten und Jagen, unter den Lasten und Plagen des Lebens den Becher einer reinen, starken, erquickenden Freude zu reichen. So lächelt die Sonne Homers dieser Kunst mit fröhlichem Glanze; aber alle Schönheit der Erscheinungswelt ist dem Künstler zuletzt doch Ausstrahlung einer höhren, alles durchleuchtenden Zentralsonne, der Liebe Gottes. Davon schreibt er noch in Rom:

In der freien herrlichen Natur will ich immer leben, in ihren Geist immer tiefer einzudringen suchen, in ihr Gott recht erkennen lernen und den allmächtigen Gott der Liebe von ganzer Seele lieben, immerdar bis ans Ende. Ihn will ich preisen tief und still im Herzensgrund, ihn preisen durch' mein Leben und die Werke meiner Kunst.

Und ein Menschenalter später spricht er sich über das Ziel seiner Kunst so aus:

Ist es nicht schön und verdienstlich, auch in malerischer Form die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinungen auch in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen aufzudecken? Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelsschimmer auf alles, was sie betrachtet. Was sie anrührt, wird Gold.

Ja gewiß, das hat Richters Kunst nicht nur erstrebt, sondern sie erreicht es noch immer im empfänglichen Gemüt. Wie sie alles mit dem Blicke der Liebe betrachtet, so verleiht sie auch ein Auge der Liebe, um im Kleinen und Gewöhnlichen das Bedeutungsvolle, im Irdischen und Vergänglichen das Ewige zu schauen, daß die Seele sich aus dem Staube der Alltäglichkeit erhebt, um sich frisch und gesund zu baden im Jungbrunnen ewiger Schönheit der Gotteswelt. R K

Verschiednes

(Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges) Welche Not in einem deutschen Dorfe während des dreißigjährigen Krieges herrschen konnte, davon legt ein Brief Zeugnis ab, dessen Schreiber von 1617 an in dem unweit dem thüringischen Kurort Rastenberg gelegnen Dorfe Roldisleben Pfarrer war. Der Pfarrer bittet in dem Schreiben den Grafen Christoph zu Stolberg „wegen gänzlichen Ruins und Desolation des Ortes in dem sehr langen kümmerlichen Kriegswesen auf Anraten seines gestrengen Junkers und Kollators von Thangel“ um Versetzung und Weiterbeförderung. Es heißt in diesem Briefe wörtlich:

„Anno 1626 bis anno 1631, da die kaiserlichen Märsche und Einquartierungen in diesen Landen stark gegangen, bin ich, da ich doch keine Furche eigenes Ackers im Dorfe gehabt, in meiner Pfarre mit dem stärksten Quartiere, die zu 10 und 20, ja 30 Mann oft gestanden, beleget worden. Von meines Weibes wenigem ihrem ererbten Acker zu Rastenberg mehr als der usus fructuum getragen, kontribuiren müssen. Danhero derselbe, weil ich von der Pfarre des Unmöglichen habe zubüßen sollen, nicht gar um halb Geld hat müssen verkauft werden.

„Anno 1631 als beiderseits Armeen zusammengestoßen, ist es sonderlich wegen der Plünderung viel ärger worden, wie denn in den hochheiligen Weihnachtferien von der Magdeburgischen Einnehmung ein ganz Regiment Lüneburgisch zu Fuß hier an diesen wenigen Ortschaften ein Nachtquartier genommen, in die 2000 zu Fuße und 400 zu Pferde stark.

„Anno 1632 vor der Lützener Schlacht, da der Graf von Pappenheim vor Schloß Heldrungen lag, fallen 1500 Kroaten, so an dem von Pappenheim ihn abzusondern auskommandirt, in das Dorf, machen alles preis und bekommen mich gefangen, da ich denn unter freiem Himmel zur Dekollation habe niederknieen müssen, bin aber doch durch Gottes wunderbare Erlösung bei dem Leben erhalten worden.

„Anno 1636 im Oktober gehet das ganze Dorf bis etwa auf 6 Häuser in einer Stunde im Feuer dahin, darauf machet bald ein ganz schwedisch Regiment auf drei Tag und Nacht Quartier, folget darauf die ganze kaiserliche Armee, nehmen das, was der Brand gelassen.

„Anno 1637 folget die Erfurtische Blokirung, da sonderlich des Obrist Sparr Reuter hier eingefallen, und weil aus Armuth keine guten Quartier haben können gelöset werden, alles vollends preisgemacht, mir auch mein Vieh und was ich noch erheget, alles so rein abgenommen, daß ich mit den Meinigen nichts, als was wir am Leibe gehabt, davon bringen können. Danhero, weil Pferde, Vieh und alles auf einen Tag dahin, wir auch an diesem Orte zur weitern Aussaat nicht gelangen können, es auch wegen der starken Quartier nicht zu erhalten gewesen, ist nun in das andre Jahr Winter- und Sommerfeld unbestellt liegen geblieben und weil meine Prinzipal-Pfarrbesoldungen kümmern, der Pfarracker auch gar öde lieget, ists gewiß, daß wenn der treue Gott nicht sonderliche Gnadenmittel an die Hand gibt, ich noch diesen Winter davon pilgern und den Bettelstab werde in die Hand nehmen müssen, davor doch Gott gnädig sein wolle.“ Nun wird das Gesuch um Weiterbeförderung ausgesprochen, da er 4 Söhne habe. Die Unterschrift lautet: „Roldisleben, den 2. September 1638. Ew. Hochgebornen Gräfl. Gnaden Armer Diener am Worte des Herrn zu Roldisleben Jesaias Caesar.“

Im Jahr darauf suchte der Patron von Roldisleben Caspar Heinrich Thangel bei dem Grafen Johann Martin zu Stolberg um Genehmigung nach zum Verkaufe einer vor 9 Jahren ganz zersprungnen Glocke. Zugleich wird erwähnt, daß ein Kelch der Kirche bereits für 13 Thaler verkauft worden sei, wovon der Pfarrer zur Besoldung aus dem Kirchenärar $10\frac{1}{2}$ Fl. und die Gemeinde 3 Fl. der großen Not halber, in welcher schon Mehrere Hungers gestorben, erhalten hätte. Die Glocke solle nach Erfurt verkauft werden, der Centner zu $6\frac{1}{2}$ Thaler.

Aus dem Gedächtnis der Einwohner des Ortes ist diese Zeit der Schrecken noch nicht entschwunden. Man nennt den dreißigjährigen Krieg heute noch den „großen Krieg.“ Auch die nähern Umstände, unter denen der Pfarrer Cäsar der an ihm beabsichtigten „Dekollation“ entging, glaubt man noch zu wissen. Er soll beim Niederknieen gebetet haben: „Ach du mein Herr Jesulein, wie freu' ich mich, bei Dir zu sein!“ Als der Kroatenhauptmann das hörte, schrie er: „Was? der Hund freut sich? Fort mit ihm!“ und ließ den unglücklichen Pfarrer am Leben. J H

(Resolution für die bedrängten Lutherischen in den Ostseeprovinzen) Auf der lutherischen Pastoral-Konferenz in Leipzig wurde unlängst eine vom Professor D. Luthardt verfaßte Resolution über die Bedrängnis der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen angenommen, in der es unter anderm heißt: „Daß man diejenigen, welche den Gehorsam gegen die Obrigkeit, den unsre Kirche uns lehrt, nie verleugnet und anerkanntermaßen zu den Treuesten der Treuen im russischen Reiche stets gehört haben, beinahe wie eine Rotte von Verschwörern und Aufwieglern behandelt, das tritt der Ehre unsrer Kirche nahe und fordert unsern Protest. Vollends aber, daß man unsre lutherische Kirche selbst fast wie eine gemeinschädliche Anstalt ansieht und danach behandelt, ihre einfältigen Glieder durch List und Betrug zum Abfall vom Glauben ihrer Väter verleitet und die Verleiteten dann mit Gewalt am fremden Glauben und Altar, von dem sie nichts wissen wollen, festhält, sie dadurch herzlos in die schwersten Anfechtungen des Gewissens bis zur Verzweiflung stürzt; daß man unsre Kirche ihres langjährigen rechtlichen Besitzes willkürlich beraubt und ihr das Los der Armut bereitet; daß man ihre Diener zum Lohne ihrer pflichtmäßigen Treue, ohne sie ihren Anklägern gegenüberzustellen und ihnen Raum der Verantwortung zu gewähren, nach willkürlichem Spruch in die Verbannung schickt und dem Elend preisgiebt; daß man eine der schönsten und blühendsten Provinzen der lutherischen Kirche der Verödung und Verwüstung weiht; zu solchen unerhörten Gewaltthaten können wir nicht länger schweigen, sondern erheben vereint unsre Stimme und klagen die Bedränger unsrer Brüder an vor Gott und den Menschen, vor dem Gerichte Gottes des Allwissenden und Gerechten, vor der Kirche unsers lutherischen Glaubens in allen Landen, vor allen christgläubigen Genossen, vor allen redlichen Seelen.“

Wir nehmen mit Freuden von dieser Beschlußfassung Notiz. So lange die Kirchenregimente der einzelnen lutherischen Landeskirchen darauf verzichten, ihrerseits für die bedrängten Glaubensgenossen in Rußland einzutreten, sollte keine kirchliche oder Pastoralkonferenz versäumen, durch ähnliche Beschlüsse ihren Schmerz über die dortigen Zustände zum Ausdruck zu bringen und zur Fürbitte für die vergewaltigten Brüder aufzurufen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Bitte

Ein ehemaliger Franziskanermönch, in ernstem Ringen zur evangelischen Erkenntnis geführt, bei der Brüdergemeinde zum Protestantismus übergetreten, jetzt Pfarrer einer evangelischen Landeskirche mit Minimalgehalt und mit einer wackeren Pfarrerstochter verheiratet, ist unverschuldet in wirtschafliiche Bedrängnis geraten. Vielleicht findet sich unter den Lesern der „Christlichen Welt“ jemand, der dem Hilfsbedürftigen und Hilfewürdigen mit einem Darlehn von 500 Mark zu Hilfe kommt. Zu näherer Auskunft sind bereit Vereinsgeistlicher Kayser in iu Karlsruhe und der Herausgeber.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst
48. Jahrgang

Inhalt von Nr. 28. Ausgegeben am 11. Juni 1889.

Die beste Größe der Staaten. Die revolutionäre Propaganda auf deutschem Boden 1790 bis 1792. Von Woldemar Wenck. Tagesschriftsteller und Zeitromane. Vom Münchner Theater. Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der Grundschuldschein. — Litteratur.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig